

Schweizer Geschichte, Dichtung und Wahrheit

Vom richtigen Umgang mit nationalen Mythen

Von Roberto Bernhard

Friedrich von Schillers 1804 geschriebenes, ausserordentlich eindrückliches Drama „Wilhelm Tell“ widerspiegelt wohl am treffendsten die Vorstellung, die ganze Generationen von Schweizern von den Anfängen ihrer Eidgenossenschaft hatten und haben. Ja, es hat dieser Vorstellung wohl die verbindlichste Gestalt gegeben. Das Nationalgefühl mancher Schweizer ist deshalb schmerzlich betroffen, wenn Geschichtsforscher ihnen ein ganz anderes Bild des Entstehens unseres Bundes vor Augen führen.

Wissenschaft, Sage und Manipulation

Ziel der hier folgenden Ausführungen ist es, die Gründe fassbar zu machen, aus denen die Anschauungen über das Entstehen der Schweizerischen Eidgenossenschaft so weit auseinander klaffen. Ziel ist aber auch, Verständnis dafür zu wecken, dass beide, die Darstellung beweisbarer Fakten wie die in langer Überlieferung entstandenen Vorstellungen, ihren Sinn haben. Mit anderen Worten: Möglichst faktentreue Geschichtsschreibung wie sagenhafte Erinnerungsbilder haben verschiedene Funktionen, jedoch beide auch gleichermassen ihre Daseinsberechtigung. Beide Erzählungsweisen der eidgenössischen Vergangenheit beleuchten je eine andere Seite des Werdens und Seins unseres Gemeinwesens und sind so zu dessen Verständnis beide unentbehrlich.

Das Verständnis dieses doppelten Weges, die Zeit der alten Eidgenossen wahrzunehmen, wird allerdings nicht erleichtert. Denn das, was die Historiker nachzeichnen, kann nicht durchwegs auf harten, unumstösslichen Fakten beruhen. Die Dokumentation des Geschehens in der frühen Eidgenossenschaft ist nicht stets klar und lückenlos. Um näher an die damaligen Vorgänge heranzukommen, ist man auch auf Deutungen des vorhandenen Materials und der wahrscheinlichen Zusammenhänge angewiesen. Solche Interpretationen können sich dem Zeitgeist, der gerade vorherrscht, nicht ganz entziehen. Was sich in diesem Sinne in der Geschichtsschreibung niederschlägt, bleibt dann diskussionswürdig. Es ist somit nicht alles, was die Geschichtsschreibung von der Erzählung der Gründungssage unterscheidet, felsenfest gemauert.

Auffallend ist allerdings, dass und wie in unseren Tagen in unserem Lande eine parteipolitische Strategie in Gang gesetzt worden ist, die das Sagenhafte wiederum als angeblich tatsächentreue Berichte in den Köpfen zu verankern sucht. Damit einher geht der Versuch, die Aussagen dieser Mythen als Legitimation für das eigene, eine Art von Rechtgläubigkeit fördernde Parteiprogramm zu beanspruchen. Dem entsprechend werden die auf die Gründungssage der Eidgenossenschaft bezogenen Sinnbilder für die eigene Partei quasi als Markenzeichen monopolisiert, jenen, die diesem Lager nicht angehören, damit gewissermassen weggenommen und so „entnationalisiert“. Auch diese Erscheinungen müssen uns beschäftigen.

Forschungsergebnisse und Lehren der Überlieferung

Es ist hier nicht der Ort, sich mit allen Meinungen auseinander zu setzen, welche ein anderes Jahr als 1291 als wirkliches Gründungsjahr der Eidgenossenschaft ansehen. War dies 1315, als in der Zentralschweiz eine gewisse Kontinuität bündischer Politik erkennbar wird? Oder war es 1351 beziehungsweise 1353, als die Städte Zürich und Bern sich mit den Waldstätten verbündeten, der für die Schweiz typische Einbezug von Bürgern in das Bündnis von Bauernrepubliken begann, ebenso jener des Mittellandes und der Tore zur späteren Ost- und Westschweiz? Andere meinen, gemeineidgenössische Charakteristika erst mit der Eroberung des Aargaus im Jahre 1415 zu erkennen, weil damals eine gemeinsame Gebietsverwaltung („Gemeine Herrschaften“) begann. Von jenen ganz abgesehen, welche den Beginn der heutigen Schweiz am liebsten mit der Gründung des Bundesstaates von 1848 ansetzen und alles davor als für heute nicht mehr massgeblich und vergangen ansehen möchten. Lassen wir das!

Uns möge hier anderes beschäftigen, nämlich folgendes: Es gibt keinen handfesten Beweis, dass Wilhelm Tell gelebt hat. Schon 1760 fiel auf, dass die Berichte über seine Tat einer aus Nordeuropa kommenden Wandersage ähnlich sind. Der auf seine Tat folgende Bruch der Burgen entspricht keineswegs den archäologischen Befunden. Diese Burgen wurden vielmehr verlassen und zerfielen; in einem Fall wurde der Bau nicht vollendet – die Vollendung möglicherweise verhindert. Selbst der Rütlichwur entbehrt eines echten Beweises. Der auf Anfang August 1291 datierte Bundesbrief ist natürlich nicht auf einer Waldwiese, sondern in einer Kanzlei aufgesetzt worden. Er ist von etlichen Ungewissheiten umgeben. Wir nennen hier nur jene seiner Bedeutung. Denn er wird später lange nicht mehr erwähnt. Im wichtigsten urkundlichen Konvolut über die frühe Eidgenossenschaft, dem Weissen Buch von Sarnen, findet er 1472 keine Erwähnung. Erst kurz vor 1759 wird ein Exemplar in einem Archiv wiederentdeckt. Bis dahin wurde als wahrscheinliches Gründungsjahr der Eidgenossenschaft 1307 angenommen. Der Zusammenhang der Urkunde von 1291 mit dem späteren, kontinuierlichen Schweizer Bündnissystem erscheint deshalb fraglich. Und der Held Arnold von Winkelried, dem die Entscheidung der Schlacht von Sempach von 1386 zugeschrieben wird, wird in zeitgenössischen Schlachtbereichten nicht erwähnt. Sein Name taucht erst 1533, 147 Jahre nach der Schlacht, auf. Hat es ihn überhaupt gegeben?

Lassen wir uns unser nationales Selbstverständnis wegen dieser Zweifel und Fragen nicht verdriessen! Wilhelm Tell bleibt, ob er nun gelebt hat oder nicht, ein legendäres Beispiel eigenverantwortlichen Handelns in der Bedrängnis und hat als solches Exempel Weltruhm erlangt. Die Grenzen seiner Wirksamkeit zeigt die Sage selber auf: Die Befreiung, von der sie handelt, kam erst mit dem Zusammenstehen seiner Landsleute zustande. Und behalten wir im Auge, dass die Tauglichkeit dessen, was diese Erzählung aussagt, für andere Zeiten und Situationen kritisch zu prüfen ist. Die Mär aus alten Zeiten ist kein Rezept für die Bewältigung aller Mühen der Jetztzeit und dispensiert nicht von neuen, eben auch eigenverantwortlichen Lagebeurteilungen.

Und wenn die Gelehrten darüber streiten, was der Bundesbrief von 1291 wirklich für eine Tragweite hatte, so halten wir uns vor Augen: Ob er die Geburtsurkunde der Eidgenossenschaft war oder nicht – er ist das früheste schriftlich niedergelegte Bündnis zentralschweizerischer Talschaften, ein erstes von anderen folgenden und damit ein ehrwürdiger Text. Winkelried aber bleibt, wenn er denn nicht gelebt haben sollte, eine grossartige Imagination selbstverantwortlichen Handelns und erst noch der

Selbstaufopferung für die Gemeinschaft. Das ist so, selbst wenn seine Figur erst über ein Jahrhundert nach der durch „Untertanen“ gegen die Herren gewonnenen Schlacht aus dem Bedürfnis aufgekommen sein mag, eine Erklärung für diesen – nach damaligen Vorstellungen – nicht selbstverständlichen Sieg zu finden – zuerst vielleicht als blosser Vermutung, die sich dann zum vermeintlichen Augenzeugenbericht verdichtet haben mag.

Die Imagination spezifisch eigenen Herkommens, einer Identität

Wie ist es geschehen, dass sich Erzählungen über die Entstehung, aber auch über die Weiterentwicklung der Eidgenossen gebildet haben, deren Inhalt sich teils nicht belegen lässt, teils den vorhandenen Beweisen widerspricht oder aber die Bedeutung nachgewiesener Tatsachen verzerrt? Nachforschungen darüber haben ergeben, dass jedes Volk die einen Erinnerungen verdrängt, andere weiter erzählt, ausschmückt, mit der Zeit anders versteht, aber jedenfalls braucht.

Diese sagenhaften Erinnerungen werden zur Bildung eines eigenen Selbstverständnisses, des eigenen Selbstbewusstseins, also zur Unterscheidung von anderen Völkern, kurz: zum Bestätigen einer eigenen Identität benötigt. Hin und wieder reichen die so aufgestellten Selbst- und Vorbilder auch zur Mahnung und dienen dann der Selbstkritik. Der Bezug zur Vergangenheit ergibt sich aus dem Bedürfnis, eine eigene Entstehungsgeschichte zu haben. Es wird durch die Projektion der Bilder in die Vorzeit befriedigt, die man von sich selber haben möchte, hat oder macht.

Dass diese Bilder geschichtswissenschaftlicher Überprüfung auf ihren Tatsachengehalt oft nicht standhalten, hat in neuester Zeit nicht verhindert, dass Historiker ihren spezifischen Wahrheitsgehalt entdeckt haben. Ihre Wahrheit besteht in ihrer Aussage, wie ein Volk über sich denkt und sich selber empfindet. Auch das ist für die Geschichtsschreibung interessant, besonders, wenn sich die Entstehung, Weiterentwicklung und Wandlung dieser sagenhaften Vorstellungen sowie ihre Ursachen nachzeichnen lassen. Das ist dann die Geschichte des Geglauten, die Entstehungsgeschichte der Mythen einer Nation, mit anderen Worten: die Nationalmythologie.

Mit der Erkenntnis ihrer Bedeutung und Funktion ist die wissenschaftliche Unterscheidung von belegbaren Tatsachen und geglaubten Vorstellungen nicht hinfällig geworden. Nötig ist nur eine säuberliche Trennung und die Einsicht, dass Mythen nicht länger, im Namen der Vernunft und Faktentreue, schlechthin zu bekämpfen, sondern an den ihnen legitimerweise zukommenden Platz zu stellen und richtig zu würdigen sind. Denn sie gehören, wie gesagt, zum identitätsbildenden Volksgut.

Was nun die vielberufene heldenhafte Vergangenheit der Eidgenossen betrifft, so knüpft einiges davon an echte Geschehnisse an. Insbesondere spielt eine entscheidende Rolle, dass die eidgenössischen Orte Republiken waren und sich darin von meist feudal hierarchisch gegliederten Herrschaften mit monarchischer Spitze unterschieden. Schon damit stellten sie sich in einen Gegensatz zu einer für gottgewollt und unantastbar geglaubten gesellschaftlichen und politischen Ordnung. Indem sie sich dieser gegenüber mehrfach militärisch behaupteten und ihr Gebiet aggressiv ausdehnten, fügten sie den stolzen Ritterheeren eine Schmach zu, die der Erklärung und Rechtfertigung bedürftig war. Dies zumal als die Erfolge der Eidgenossen Siege von Bauern und Bürgern gegen führenden Adel waren.

Derlei liess sich nur durch todesmutige Tapferkeit sowie unbändigen Freiheits- und Selbständigkeitsdurst erklären. Verkörperung desselben durch hervorragende Persönlichkeiten drängte sich zur Bildhaftmachung auf, mochten diese nun gelebt haben oder aus den Tiefen noch früherer oder zugeflogener Erzählungen emporgetaucht sein. Da das Tun der Eidgenossen aus der Sicht ihrer Feinde als verwerflich, verrucht, ja als gotteslästerlich galt, musste zur eigenen Rechtfertigung der Schweizer ein Gegenbild ihrer selbst aufgebaut werden. Obschon sie sich nicht ungerne zur Unterscheidung von höfisch verfeinertem Benehmen ihrer Gegner als schlichte, ungekünstelte Menschen gaben, sich aber auch als bodenständige Rauhbeine gebärdeten, werkten sie nicht ohne Erfolg am Selbstbildnis der unverdorbenen, tugendsamen, nur ihr Recht suchenden Leute, die sich korrupter, willkürlicher und grausamer Vögte zu erwehren hatten.

Umgekehrt ging vom Hofe Kaiser Maximilians I. vom Schwabenkrieg an, als die Eidgenossen begannen, sich der Botmässigkeit des Reiches zu entziehen, eine eigentliche Kriegs- und Gräuelpopaganda los, welche die Schweizer auf wildeste Weise als verworfene Mörder und mit Vieh Missbrauch treibende Unzüchtler darstellte. Man blieb sich auf beiden Seiten nichts schuldig. Die noch heute gelegentlich zu vernehmenden Anwürfe „Sauschwab“ und „Kuschweizer“ sind Überbleibsel von damals.

Umgekehrt hat die Überhöhung der Schweizer als naturnah gebliebene, sittsame Champions der Freiheit in der Epoche der Aufklärung, der Zeit von Rousseaus Ruf „zurück zur Natur!“, bei den frühesten Touristen aus England und Frankreich willige Aufnahme und weitere Steigerung erfahren. Dieses Aussenbild hat mit der aufkommenden Erforschung der Alpenwelt durch schon damals berühmte Naturkundler zur Stärkung des für das schweizerische Selbstgefühl vorrangigen Alpenmythos beigetragen.

Das Vorstellungsgewebe im Flusse der Zeit

Das Verständnis dafür, dass neben der Tatsachengeschichte die nationale Sagenwelt durchaus etwas über uns und zu uns zu sagen hat, soll aber nicht zum Irrtum führen, das seien in sich abgeschlossene Vorgänge. So wie die Mythologie schon früher als Mittel zum (nationalen) Zweck dienen konnte, wird sie auch heute wieder zu (partei-) politischen Zwecken instrumentalisiert und sogar als Parteimerkmal „gekapert“. Darüber hinaus ist aber auch unverkennbar, dass die „seriöse“ Geschichtsschreibung die Zeit ihrer Entstehung nicht immer verleugnen kann. Die „vaterländische Geschichtsschreibung“ des 19. Jahrhunderts konnte im Zuge der Behauptung zwischen den nationalistischen Mächten und im Laufe der Versöhnung nach dem Sonderbundkrieg der Versuchung nicht immer widerstehen, aus der Menge der historischen Fakten und der legendären Überlieferung eine auf den modernen Bundesstaat sozusagen zielgerichtete Entwicklungslinie herauszufiltern. Zur Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung im 20. Jahrhundert wiederholte sich dies bisweilen im Bestreben, ein das schweizerische Rückgrat stärkendes, auf Eigenstem beruhendes Gegenbild zu zeichnen, das in einzelnen Fällen zur blossen nationalen Nabelschau missraten konnte. Doch auch die Periode des Übergangs vom 20. zum 21. Jahrhundert blieb nicht frei von Färbungen der Forscherbrillen durch die Niederschläge der Zeitumstände.

Die Rolle eines Feindbildes und dessen Verlusts

Die Kleinheit der eidgenössischen Orte und der Eidgenossenschaft selbst auferlegte diesen Gemeinwesen einen prononcierten Selbstbehauptungswillen gegenüber ihrem grösseren und stärkeren Umfeld. Diesem Selbstbehauptungswillen war mit einer verpflichtenden heroischen Überlieferung gedient. Der Heroismus der Vorväter, teils Tatsache, teils blosser Imagination von Wunschbildern, musste der Sache nach *gegen* jemanden, gegen einen Mächtigen, den man in die Schranken wies, gerichtet sein. Die Ermahnung gegen ein Feindbild erschien nahezu als Lebensnerv der Eidgenossenschaft. Als Feind erschienen von Habsburg bis Hitler und der Sowjetunion verschiedene Figuren als Grund zum Schulterchluss der unter sich so verschiedenen Eidgenossen.

Den Wegfall eines solchen Typs eines Mächtigen von 1989 an machten nicht wenige Schweizer durch ihre Distanzierung gegenüber der Europäischen Union wett, zumal diese strukturelle Eigenschaften aufweist, die zu jenen der Eidgenossenschaft stellenweise konträr sind. Der Versuchung, den Mythos vom selbstgeschaffenen, durchsetzungsfähigen Sonderfall zu überhöhen, sind manche Mitbürger und Mitbürgerinnen im Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert erlegen. Das zeigt sich in wiederholten Erfolgen politischer Bewegungen, die alles Fremde und Ausländische ablehnen und eine isolationistische Tendenz verfolgen.

Die Tradition internationaler Verflechtung und ihre Ausblendung

In Solchem wird fassbar, wie sehr die seit Jahrhunderten bestehenden Abhängigkeiten der Schweiz von ihrem Umfeld nunmehr ausgeblendet worden sind. Die geringen natürlichen Ressourcen unseres Landes haben es schon im Mittelalter zum wirtschaftlichen Austausch mit dem Ausland veranlasst. Der Export von Produkten der einheimischen Vieh- und Milchwirtschaft, das Angebot aus dem nicht ernährbaren Bevölkerungs-Überschuss stammender Söldner, aber auch von Transitleistungen, schliesslich von Veredelung zunächst importierter und dann wieder ausgeführter Stoffe, so zunächst Seide und dann Baumwolle – das alles wurde lebenswichtig.

Dies ist den Bewohnern des Exportlandes Schweiz eigentlich bewusst. Übertönt wird es aber derzeit zu oft von der Berufung auf das, was von einer heroischen Schweiz erzählt wird. Zu wenig beachtet bleibt, wie sehr unser Land während Jahrhunderten auf das Wohlwollen der europäischen Mächte angewiesen war. Von 1516 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts genoss es die keineswegs uneigennützigte Protektion Frankreichs. Mit Staaten im weiten Umkreis schlossen eidgenössische Orte Bündnisse ab und lieferten ihnen Soldaten. Das Interesse dieser Partner erlaubte es den Eidgenossen, respektiert, relativ unbehelligt und zwischen den antagonistischen Nachbarn neutral zu leben.

Die bildmächtige Saga von dem sich im Alleingang gegen alle Grossen durchsetzenden und behauptenden Hirtenvolk überlagert die Erkenntnis der uralten Interdependenzen, in denen es lebte. Die Kunde von diesen wird auch übertönt von Schillers kraftvollem Dichterwort und seinem langen Nachhall: „Der Starke ist am mächtigsten allein“. – Wenn er denn stark genug ist...

Die Pufferstaat-Funktion und ihre Erosion

Nach den Umbrüchen der Franzosenzeit und dem Sturze Napoleons I. im Jahre 1815 wurde die Landkarte Europas durch die Grossmächte bereinigt. Sie diktierten. Dass man die Eidgenossenschaft dabei weiter existieren liess, war keineswegs selbstverständlich und war nicht zuletzt der Fürsprache des russischen Zaren zu verdanken. Als Folge seiner Erziehung durch den Waadtländer Frédéric-César de la Harpe war er für die Schweiz eingenommen. Und sein Aussenminister Kapodistrias (Capo d'Istria), ein Grieche, erkannte die beruhigende Rolle von Pufferstaaten zwischen den Mächten; das Selbständigkeits- und Freiheitsbedürfnis kleiner Völker war ihm angesichts der Türkenherrschaft über sein Heimatland mehr als verständlich. – Auch im Kalten Krieg zwischen 1945 und 1989 profitierte die Schweiz mit dem übrigen Westeuropa vom schützenden Schild der Atommacht USA.

Die Pufferstaats-Funktion, welche die Schweiz seit dem Westfälischen Frieden von 1648 bis zur Wende von 1989 nützlich machte, bezog ihre Rechtfertigung daraus, dass sich auf unserem Erdteil mindestens zwei rivalisierende Grossmächte gegenüber standen, inmitten welcher eine neutrale Zone dienlich sein konnte. Damit, dass diese Situation 1989 endete, ergibt sich nicht etwa, dass die Schweiz ihre Existenzberechtigung verloren hätte. Ihre Neutralität dagegen büsste einiges ihrer Sinnhaftigkeit und Sinnfälligkeit ein. Und der schonende Umgang grösserer Staaten mit unserem Land war spätestens von 1995 an weniger selbstverständlich.

Tatsachen und Probleme der Interdependenz

Aus alledem folgt, dass die Wohlfahrt der Schweiz einmal mehr davon abhängt, wie unser Land sich mit den Verhältnissen in Europa zu arrangieren vermag. Dass dies nicht immer leicht fällt, hängt damit zusammen, dass die Schweiz bei der europäischen Einigung Aussenseiterin geblieben ist. Es hängt auch damit zusammen, dass alle anderen Staaten Westeuropas parlamentarische Demokratien sind, die zwischen den Wahlen von oben nach unten regiert werden, während die direktdemokratischen Strukturen der Schweiz Sachentscheide vielfach von der Zustimmung der Stimmberechtigten abhängen lassen. Dies setzt der raschen, situationsgerechten aussenpolitischen Handlungsfähigkeit des Bundesrates erhebliche Grenzen.

Unter solchen Umständen wird es riskant, wenn die Selbsterhaltung der Schweiz in möglicher, starrer Abschottung des Landes gesucht wird und diese Politik mit einer selbstgefälligen Berufung auf eine Mythologie des erfolgreichen Kampfes gegen die mächtigen „Anderen“ systematisch gestützt wird. Diese einseitige Instrumentalisierung überlieferter Vorstellungen verschliesst den Blick auf Tatsachen. Die nationalen Mythen können – was Kenner derselben schon seit Längerem erkannt haben – auch missbraucht und zur Falle werden.

Keine Mythen ohne Gebrauchsanweisung

Mit dieser Feststellung wird nicht verneint, dass diese Mythen sinngebend sein können. Sie sind deshalb nicht etwas, das zu beseitigen wäre. Wie jede andere Maxime, Parole, Leitlinie oder Einflüsterung – hier jene einer Tradition – sind sie jedoch mit kritischer Wachsamkeit zu verstehen und zu benützen. Als kollektive Erinnerungsbilder sind sie das Ergebnis bestimmter Situationen. Sie müssen daher auf ihre Anwendbarkeit

auf neue Gegebenheiten geprüft werden. Sie verweisen auf eine gewordene Identität von Land und Volk. Darin liegt ihr unschätzbare Wert. Als Wegweiser der Nation sind sie nur bedingt tauglich. In der Bedrängnis des Zweiten Weltkrieges war der Rückgriff auf Wilhelm Tell, das Rütli und die sogenannten Befreiungskriege eine kostbare Überlebenshilfe. In einer völlig veränderten Situation bietet dergleichen – so etwa die vielzitierten Ratschläge Nikolaus von der Flies – kaum ohne weiteres ein Rezept und kann bei unbesehenem Gebrauch in die Irre führen. Denn auch eine gewordene Identität ist zugleich weiterhin eine werdende. Als solche bedarf sie aus der Gegenwartssituation entstandener und auf die Ziele der Zukunft bezogener Richtpunkte. So erhält sie sich, indem sie sich weiterbildet.